

Vermögen und Verantwortung – Aspekte einer neuen Vermögenskultur

Basierend auf einem Vortrag von Dr. Kurt Anschütz

Bericht über das Colloquium am 7. September 2012 im Maecenata Institut, Berlin.

Im Herbst 2012 veranstaltet das Maecenata Institut an der Humboldt-Universität zu Berlin mit Unterstützung des Förderverein Zivilgesellschaftsforschung e.V. eine dreiteilige Colloquienreihe, die sich mit dem Beziehungsgeflecht von „Vermögen und Verantwortung“ auseinandersetzt. Die einzelnen Veranstaltungen nähern sich dem Thema dabei aus höchst unterschiedlichen Blickrichtungen an. Den Auftakt machte am 7. September der evangelische Theologe und Fundraiser Dr. Kurt Anschütz, der vor knapp 30 geladenen Gästen den Vortrag "Elemente einer neuen Vermögenskultur - Philanthropisches Handeln als Eigensinn. Überlegungen aus der Stadtteilarbeit in zwei Berliner Bezirken" hielt. Es folgen die Potsdamer Ökonomin Miriam Ströing, die im Oktober „Über die Philanthropen unter den Reichen“ referiert sowie Prof. Dr. Christa Rohde-Dachser. Die renommierte Psychoanalytikerin, Soziologin und Professorin (em.) für Psychoanalyse an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main wird im November über „Menschliches Begehren und die Suche nach Glück – eine psychoanalytische Perspektive“ sprechen. Die Colloquien, die ein beim Maecenata Institut etabliertes Veranstaltungsformat sind, bieten nach einem Vortrag oder Arbeitsbericht viel Raum für eine weiterführende, interdisziplinäre Diskussion des Fachpublikums mit dem Referenten. Grundlage dieses Berichts sind die Eindrücke und Ergebnisse des Colloquiums mit Dr. Kurt Anschütz.

Dieser hat zu Beginn des Jahrtausends in Berlin den erfolgreichen Aufbau der Bürgerstiftung Neukölln initiiert und sich nun der Errichtung einer Bürgerstiftung Wedding verschrieben. Anfangs wurden der Idee, der Gründung einer multiethnischen Bürgerstiftung in Neukölln, kaum Erfolgchancen zugestanden. Der Bezirk war um die Jahrtausendwende ein weit über die Berliner Landesgrenzen hinaus bekannter

sozialer Brennpunkt. Die traurige Berühmtheit des ehemaligen Arbeiterbezirks entstand nicht zuletzt durch Zeitschriftenartikel mit Titeln wie "Endstation Neukölln" , in dem ein dramatisch perspektivloses Bild eines von Armut, Kriminalität und Gewalt beherrschten Gebiets - immerhin der größte Bezirk Berlins - gezeichnet wird. „Man vermochte ja keinen Artikel in den drei Berliner Zeitungen unterzubringen, der nicht mit Blut und Tränen aus Neukölln zu tun gehabt hätte. [...] Diese Diffamierung von Neukölln [...] war aber auch eine Warnung an die Reststadt: Passt auf, dass nicht Gesamt-Berlin irgendwann einmal umkippt! Das war eine schwierige Situation damals für uns in Neukölln!“ (Anschütz) Viele sind damals spätestens dann weggezogen, wenn die Kinder eingeschult werden sollten, wodurch die sozialen Probleme nur noch weiter verschärft wurden.

Doch nicht alle Bewohner des Bezirks hatten zu diesem Zeitpunkt die Hoffnung gänzlich aufgegeben. Mit dem Motto: "Wer stiftet desertiert nicht!" verfolgte eine Gruppe motivierter Bürger zusammen mit Anschütz das Vorhaben, gerade die multiethnischen Potentiale in Neukölln zu Tage zu fördern, um damit den Bewohnern, die noch an eine Verbesserung der Situation glaubten, Mut zu machen und eine Perspektive zu zeigen. Nach zwei Jahren der Vorbereitung und Überzeugungsarbeit hatte sich schließlich eine sehr heterogene Gruppe von 102 GründungstiffterInnen formiert, die sich mit jeweils mindestens 500,- € an der Errichtung der Bürgerstiftung beteiligten. Inzwischen ist die Bürgerstiftung Neukölln etabliert. Anschütz, bis 2009 ihr Geschäftsführer, versucht heute mit nicht minderen Ambitionen ein neues Projekt auf den Weg zu bringen.

Handlungsleitend für Anschütz ist dabei die Vorstellung einer solidarischen Gesellschaft, in der alle Menschen ihren Teil zu der Entwicklung der Gemeinschaft beitragen können und sollen. Dabei ist ihm gerade der Blick auf jene Bevölkerungsteile wichtig, die ansonsten nicht mit philanthropischem Handeln in Verbindung gebracht werden.

(Bevor über den Vortrag berichtet wird, soll dieser zunächst in seinen größeren Zusammenhang eingeordnet werden.)

Die Stiftung Neue Verantwortung hat in einem Policy Brief sieben Thesen für eine neue Vermögenskultur formuliert. Darin wird der Vermögensbegriff weit gefasst und beschränkt sich nicht auf finanzielle Reichtümer, denn "...auch Ideen und Talent, Zeit, Engagement oder Kontakte und Netzwerke [sind] Ressourcen, die zu einer neuen Vermögenskultur beitragen können." Diese sei notwendig, um der fortschreitenden sozialen Spaltung in Deutschland begegnen zu können. Jeder Teil der Gesellschaft steht demnach in der Pflicht, im Rahmen seiner Möglichkeiten Verantwortung für das Gemeinwohl zu übernehmen. In Abwandlung von Artikel 14 des Grundgesetzes würde dies bedeuten, dass nicht, wie es dort formuliert ist, Eigentum, sondern Vermögen in diesem weiter gefassten Verständnis verpflichtet.

Dieses Ideal findet sich in allen sowohl theologischen und philosophischen Ansätzen, deren Ziel es ist, gesellschaftliches Zusammenleben zu und die Gültigkeit von Werten und Normen zu begründen. Nachfolgend werden einige Beispiele kurz aufgezeigt, um die Allgemeingültigkeit dieser Forderung zu verdeutlichen.

Im Geiste der katholischen Soziallehre etwa ist jeder Mensch als Abbild Gottes eine Person mit unantastbarer Würde und gottgegebenen Grundrechten, die jeder gegenüber jedem zu beachten hat. Dazu kann sich der Mensch als soziales Wesen nur in Gesellschaft entfalten und nicht allein, sondern nur durch das Eingehen von Kooperationen kulturelle Werte schaffen. Dies führt neben den Grundwerten Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Subsidiarität und Gemeinwohl in der pluralistischen Gesellschaft auch direkt zu einer sozialen Pflicht des Vermögenden.

Auch in der Tradition der evangelischen Sozialethik, die etwa zeitgleich mit der katholischen Soziallehre ihren Ursprung hat, jedoch nicht zu einem holistischen Kanon ausgebildet wurde, steht der Mensch als eigenverantwortliches Individuum im Mittelpunkt der Betrachtung. Im Sinne einer Selbst- und Mitverantwortung des Einzelnen wird Gesellschaft dort als eine Art Kooperationssystem verstanden. Darin ist es Aufgabe aller, vorhandene Begabungen (also Vermögen) für sich selbst und für andere fruchtbar werden zu lassen. „In der Realisierung dieser aktiven Teilhabe an den gesellschaftlichen Aufgaben liegt ihre [der Menschen / A. d. V.] Verantwortung vor Gott und ihren Mitmenschen.“

Der buddhistischen Lehre wiederum ist die gesellschaftliche Solidarität in Form des Mitgefühls (bodhicitta) inhärent, da postuliert wird, dass alles Existente durch Ursache und Wirkung miteinander in Verbindung steht. Ziel muss es daher sein, auf Basis von Erkenntnis und Überzeugung das eigene Handeln zu reflektieren und aufgrund der Ursache- und Wirkung-Beziehung freiwillig auf Handlungen mit negativen Folgen für andere zu verzichten. Darüber steht das Leitbild Dāna, eine der wichtigsten buddhistischen Tugenden, das die materielle und immaterielle Gabe, die ohne Erwartung an eine Gegenleistung erfolgt, beschreibt.

Im Islam wiederum ist Gerechtigkeit ein göttliches Attribut, das in der Gesellschaft durch finanzielle aber auch moralische Solidarität unter den Mitgliedern der Gemeinschaft verwirklicht werden kann. Auf diesem Weg wird dem Wohl des Einzelnen das Ziel eines zu erreichenden Allgemeinwohls (maslaha) vorangestellt. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass der Vorrang gegenseitiger Verantwortlichkeit und Verpflichtung aller Muslime letztlich auch zu einem Garant der Rechte und damit der Besserstellung des Einzelnen wird. Dabei zielt die Forderung nach solidarischem Verhalten nicht allein auf Geldspenden Wohlhabender ab, sondern sieht vor, dass auch Wohlhabenden in schweren Zeiten Beistand geleistet werden soll.

Unabhängig von unterschiedlichen Weltanschauungen und deshalb vielleicht am kompromissfähigsten ist eine moralphilosophische humanistische Begründung der gegenseitigen Verantwortung im Sinne des kategorischen Imperativs, den Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft so formuliert hat: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Dies allein begründet noch kein proaktives soziales Engagement. In der Tradition dieser individuellen Handlungsmaxime stehen jedoch sozialphilosophische Ansätze, wie z.B. die des Existentialismus von Jean-Paul Sartre. Sartre kehrt die Passivität des Kantschen Imperativs um, indem er bewusstes Handeln und eigenverantwortliches Entscheiden jedes Individuums fordert. Sartre hat das Individuum letztlich auch wieder aus seiner Vereinzelung in die Gruppe zu integrieren versucht. Ihm zufolge erlebt der Mensch seine Freiheit jeweils situativ durch den Zwang zur Entscheidung und die Abkehr von einem passiven Ertragen. Diese Verpflichtung macht ihn zum alleinigen Träger der Verantwortung für seine Entscheidungen. Es handelt sich eben nicht um soziales Verhalten, das Sartre fordert, sondern um soziales Handeln.

Rückgebunden an die Kernthese Kants führt diese Sicht zu der Möglichkeit einer Moral des Guten. Denn als soziales Wesen entscheidet man immer im Angesicht der Anderen und für die Anderen. "Und wenn wir sagen, dass der Mensch für sich selber verantwortlich ist, so wollen wir nicht sagen, dass der Mensch gerade eben nur für seine Individualität verantwortlich ist, sondern dass er verantwortlich ist für alle Menschen."

An dieser Stelle kann nun aber keine erschöpfende Darstellung bestehender Soziallehren geleistet werden. Allein die kulturübergreifende Allgegenwart solidarischer Handlungsmaximen soll anhand dieser Beispiele bruchstückhaft gezeigt werden. Dieser Ansatz liegt nun also – mit welchem Begründungszusammenhang auch immer verknüpft – der Idee einer neuen Vermögenskultur zu Grunde.

Zur Darstellung seines Verständnisses vom Begriff des philanthropischen Handelns grenzt Anschütz den Begriff des Mäzenatentums von dem der Philanthropie ab. Der Philanthrop ist, einem Gemeinverständnis nach, ein wohlhabender Mensch, der sich finanziell engagiert. Im Gegensatz zum Mäzen, dessen großzügige Förderung meist zielgerichtet eingebracht wird, sieht sich der Philanthrop jedoch einer umfassenderen, ethischen Grundbestimmung verpflichtet: „Von der Philanthropía durchdrungen, weiß er sich der Menschheit verpflichtet und sinnt darauf, wie er mit seinen Gütern Gutes selbst tun oder zusammen mit anderen bewirken kann.“ (Anschütz)

Dementsprechend muss sich der Mäzen auch nur vor sich selbst verantworten, während sich der Philanthrop in einen Gesamtzusammenhang gesetzt fühlt, für den er im Rahmen seiner Möglichkeiten Verantwortung zu übernehmen bereit ist. Dieses Verständnis von Philanthropie geht weit über den Akt des situativen Geldgebens hinaus. Es handelt sich vielmehr um eine intrinsische Ausprägung sozialen Handelns, die jedem Menschen zu Eigen sein und werden kann. Gerade für jene Menschen, die sich in prekären Lebenslagen befinden oder nur mit geringen Mitteln ausgestattet sind, ist die Anerkennung solcher Kraft als Kraft zur Teilhabe eines jeden Einzelnen wichtig. „Und selbst wenn er sich verweigert und nicht mehr oder noch nicht wieder gemeinschaftsförderlich handelt, so ist er dann eben nicht abgeschrieben, als wäre er nur Treibsand der Geschichte, sondern vielmehr wird er zur höchsten Herausforderung an uns Andere: Wie können wir unser Vermögen so ein-

setzen, dass er sein einstweilen verschüttetes Potenzial zu reaktivieren und zu realisieren vermag?“ (Anschütz)

Als zwei zentrale Elemente einer neuen Vermögenskultur sieht Anschütz Respekt und Empathie. Wo sich Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen gegenüberstehen, führt die jeweils wahrgenommene befremdliche Differenz oft zu einer Ab- und Ausgrenzung. Er verdeutlicht dies anhand eines Reports aus dem Wedding, einer einstigen proletarischen Hochburg Berlins. Das Ziel, das mit dem dortigen Aufbau einer Bürgerstiftung verfolgt wird, ist die Aktivierung und Einbindung möglichst vieler Menschen. Welche Wege dazu zu gehen sind, wollte Anschütz herausfinden. Er stellte daher die Frage, welche Qualitäten ein reicher Mensch, der bereit sei, sein Vermögen wirkungsvoll zu teilen, idealtypisch mitbringen müsste, um auch andere zu bewegen, sich ihrerseits mit dem ihnen Eigenen einzubringen. Zum einen wurde gefordert, dass sich ein solcher reicher Mensch tatsächlich mit den unterschiedlichen Facetten und Realitäten des Alltags der Menschen im Kiez auseinander zu setzen hätte, also auch mit den Ängsten, Ausgrenzungserfahrungen und materiellen Problemen, die dort zum Alltag vieler Menschen gehören. Zum anderen sollte er sich bewusst sein, dass er seinen Reichtum zumeist gar nicht aus eigener Kraft erlangt hat, was in der heutigen Leistungsgesellschaft so oft suggeriert wird, sondern dass dieser im zugefallen ist. „Die Überzeugung, dass Reichtum nach Teilung verlangt, Raffgier schändlich ist und dass das letzte Hemd keine Taschen hat, muss von ihm verinnerlicht sein“, zitiert Anschütz eine Forderung eines Befragten.

Neben einem Engagement als Spender sollten Reiche sich jedoch auch mit ihrer Person einbringen, ihre eigene Welt offenbaren und mitteilen, um den erforderlichen Kommunikationsprozess zu ermöglichen. Dieser freilich ist nach beiden Seiten hin höchst anspruchsvoll: Denn nicht nur die Empathie des Reichen ist nötig, sondern auch die Bereitschaft aller, sich auf die Begegnung einzulassen. Denn nach den von Anschütz referierten Antworten von Befragten sind ja auch Ablehnung, Misstrauen und Skepsis bezüglich der Intentionen des Engagements eines Fremden zu erwartende Reaktionen. Dem privilegierten Fremden wird die Kenntnis und Nachvollziehbarkeit der Lebenswirklichkeit vieler Kiezbewohner abgesprochen, die geprägt ist durch Termine bei Jobcentern, der Angst vor Gerichtsvollziehern, Gewalterfahrungen, Schulden, Armut und Hoffnungslosigkeit.

Andererseits muss auch die Frage gestellt werden, was der Reiche in solch einer Begegnung denken und empfinden würde. Aus seiner Außenperspektive würde er zunächst wohl nicht verstehen, wieso diese Menschen ihr Leben nicht „in den Griff“ bekommen können. Wieso schaffen sie es nicht ein geregeltes Leben zu führen? An welchem Punkt in ihrem Leben haben sie ihre Träume und Ziele aus den Augen verloren? Warum finden sie keinen Wendepunkt, und was brauchen sie, um den „Wendemut“ (Anschütz) zu finden?

Mit diesem Gedanken nach den Bedarfen, die nötig sind, um die gegenwärtige Situation zum Besseren zu verändern, ist allerdings schon eine erste Verbindung zwischen beiden Welten entstanden: „Indem er die anspruchsvollen Vorleistungen von Respekt und Empathie erbracht hat, ist der fremde Reiche hinter die Wahrnehmung der augenscheinlichen Differenz des Seins vorgedrungen ins Geschichtliche; wie kam`s?, ja, noch weiter ins ganz Innere - zu den einstigen Selbstentwürfen zurück und in die gegenwärtigen Tag- und Alpträume hinein.“ (Anschütz) An diesem Punkt nun kann der Vermögende authentisch und auf Augenhöhe fragen, welches Vermögen er wie einsetzen muss, um die erkannte Situation zu verbessern. Der in prekärer Situation Lebende hingegen erhält dadurch Ermutigung und Anerkennung und eine Chance zur Selbstaktivierung, denn er erkennt, dass die Gesellschaft auf ihn zu gegangen ist und auf ihn zählt. Natürlich ist dies eine Idealvorstellung! Jedoch wird dadurch grob ein Rahmen abgesteckt; „Wenn „neue Vermögenskultur“ sich als wirkmächtiger Teil einer solidarischen Veränderungskultur begreift, muss sie sich auch als Begegnungskultur verstehen“, ist das Fazit von Anschütz.

Im genannten Thesenpapier der Stiftung Neue Verantwortung wird der positive Effekt durch Vorbilder, anhand derer deutlich wird, auf welchen Wegen philanthropisches Handeln erfolgen kann, herausgehoben. Voraussetzung dafür ist jedoch die Sichtbarmachung dieser Vorbilder und verbunden damit eine passende Anerkennungskultur, durch die das Engagement – das oft versteckt und im nahen Umfeld stattfindet - einer breiteren Öffentlichkeit vertraut gemacht werden kann.

Anschütz' Vortrag kann als ein Baustein genau dieser Art der Anerkennungskultur gesehen werden. Da er davon ausgeht, dass der Philanthrop infolge seiner Anerkennung eines ihn übersteigenden Verantwortungszusammenhanges i.d.R. gerne

und bereitwillig Auskunft gibt, wenn er zu seinem Engagement befragt wird, führte er mit 16 Mitbegründern der Bürgerstiftung Neukölln biographische Interviews, in denen er dem lebensgeschichtlichen Ursprung der jeweils individuellen philanthropischen Handlungsmotivation nachspürte und verarbeitete die dabei gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse im dritten Teil seines Vortrags unter der Überschrift ‚Philanthropisches Handeln als Eigensinn‘. Er stellt die StifterInnen, die ihr Vermögen einsetzen, um gesellschaftlichen Wandel zu befördern, als „Nukleus einer solidarischen Veränderungskultur“ vor. Aus den ausführlich referierten Interviews zieht er eine zentrale Erkenntnis, nämlich: „dass das Vermögen zum philanthropischen Handeln sich zwar durchaus im Eigensinn realisiert, dass aber dieser Eigensinn gerade nicht durch die Person allein konstituiert ist, sondern dass das Vermögen überhaupt erst groß werden konnte, weil ihm ein Transfer zugewachsen war. [...] Im Einzelvermögen hier und jetzt verdichtet sich ein langer und breiter gesellschaftlicher Zusammenhang.“ So wird Anschütz deutlich, dass die befragten Personen ihrerseits von indirekten Solidaritätserfahrungen geprägt worden sind. Diese Erfahrungen liegen mitunter lange zurück in der Geschichte der Familie oder eines Ortes, mit dem sie sich verbunden fühlen. Dennoch haben diese Erfahrungen als Begründungsmoment für ihr Handeln offenbar immer noch eine entscheidende Relevanz. Bedeutend für die Arbeit an einer neuen Vermögenskultur ist daher für Anschütz die Erkenntnis, dass dem Einsetzen von Vermögen die intime Erfahrung der Einbettung des Individuums in einen großen Zusammenhang vorausgeht: „Die eine und die solidarische Welt, nach der wir uns sehnen und für die wir mit unserem philanthropischen Handeln eintreten wollen, bleibt ou-topos, aber gleichzeitig ist sie in unseren uns überkommenen Einzelvermögen doch schon da. Wir ließen uns nicht herausrufen und immer wieder neu dynamisieren, wenn sie nicht bereits inwendig in uns wäre.“ Es gilt, eine solidarische Vermögenskultur stetig auszubreiten, damit das philanthropische Potential in der Breite der Gesellschaft immer mehr erschlossen wird. Dieses Mitwirken an der solidarischen Welt fällt als Geschenk größtmöglicher gesellschaftlicher Anerkennung an die Engagierten zurück: „In unserem eigenen philanthropischen Einsatz werden wir in diesem universellen Erbe aufgehoben bleiben, denn dieses Erbe haben wir ja um uns selbst bereichert. Der große Zusammenhang, in dem wir stehen, ist alt und ewig neu.“ (Anschütz)

Ob die individuelle Suche nach Dankbarkeit, die im Vortrag als ein Impetus von Engagement interpretiert wurde, wirklich das zentrale neue Motiv für Engagement darstellt, hinterfragt Wolfgang Lauterbach. Er gibt zu bedenken, dass im heutigen Zeitalter des Individualismus gerade die Suche nach Gemeinschaft ein starkes Motiv darstellen könnte. Dies bestätigt Anschütz mit Blick auf die damalige Situation in Neukölln, indem er auf die Erfahrungen und Problematik der Vereinzelung hinweist. Als durch die Bürgerstiftung dann ein Forum entstand, in dem sich Personen versammelt haben, die aktiv an der Veränderung der bestehenden Situation teilhaben wollten, wurden zwei Motivationen besonders deutlich. Zum einen, eine nach Außen gerichtete. Der Zusammenschluss zeigte jedem Einzelnen in der Gruppe, dass er nicht alleine war und mit Hilfe der Vielen doch etwas zu bewegen sein müsste. Zum anderen, eine nach Innen gerichtete. Durch die Treffen entstand innerhalb dieser heterogenen Gruppe auch eine Vielzahl an persönlichen Freundschaften unter den Engagierten. Außerdem gab es eine spezifische Motivationslage von Seiten beteiligter Migranten, sich zu engagieren. Diese lebten zum Teil bereits in der zweiten Generation in Deutschland und gaben zu verstehen, dass sie endlich in dieser Gesellschaft ankommen, ihren Teil dazu beitragen und sich integrieren wollten. Immerhin etwa 20% des Stiftungskapitals wurde von ihnen eingebracht, was im Vorfeld von vielen Seiten nicht erwartet wurde.

Die in der Bürgerstiftung Neukölln engagierten Personen entsprechen dem in der Fachdebatte gezeichneten Bild des typischen engagierten Bürgers nur bedingt. So wird etwa im Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009 bestätigt, dass sich Menschen in prekären Lebenslagen deutlich seltener freiwillig engagieren als Bessergestellte. Möglichkeiten und Strategien der Heranführung von bislang weniger aktiven Gruppen zum bürgerschaftlichen Engagement wird hingegen regelmäßig lautstark gefordert. Im zitierten Freiwilligensurvey wird z.B. das noch nicht erschlossene „Engagementpotential“ unter Arbeitslosen als „besonders hoch“ eingeschätzt. Diesbezüglich erkundigt sich Berit Sandberg nach einer Einschätzung, ob sich aus den Erfahrungen, die in Neukölln gesammelt wurden, auch politische Handlungsempfehlungen ableiten lassen, wie diese Aufgabe künftig erfolgreicher angegangen werden kann.

Anschütz sieht einen Schlüssel dafür in der Begegnung und der damit verbundenen Wahrnehmung der Wirklichkeit des Anderen. Aber er widerspricht sogleich auch dem Bild der vermeintlich nicht oder nur gering engagierten Bevölkerungsgruppen, das oftmals gezeichnet wird. Gerade im migrantischen Milieu bestehen von der Mehrheitsgesellschaft zumeist nicht wahrgenommene Strukturen der wechselseitigen Hilfestellung und Unterstützung auch über den familiären Rahmen hinaus. Um nochmals den Freiwilligensurvey zu strapazieren, so wird dort eingestanden, dass das „Engagement von Migranten [...] durch das methodische Design [...] nur ausschnittsweise abgebildet werden“ kann. Es existiert aber ein erhebliches, jedoch nicht erfasstes Binnenengagement, das sich häufig in relativ abgeschlossenen Gemeinschaften, z.B. um Kultur- und Gemeindezentren herum etabliert hat. Um eine, über diese Grenzen des Milieus hinausgehende Beteiligung zu ermöglichen, sind niedrigschwellige Einstiegsmöglichkeiten in ein Engagement hilfreich. Wichtig ist jedoch, dass diese Formen Wachstumspotentiale und die Einbindung in einen größeren Gesamtzusammenhang bieten. Nur dann kann die Tätigkeit als bedeutend in persönliche Sinnzusammenhänge gebracht und gemeinschaftliches Sozialkapital generiert werden. Dadurch erst kann sich das Individuum durch sein Engagement als gestaltend beitragender Teil seiner Umwelt begreifen. Als Beispiel nennt Anschütz den in Neukölln regelmäßig stattfindenden Flohmarkt, auf dem Freiwillige der Bürgerstiftung gespendete Waren anbieten. Durch die Einkünfte konnten bislang mehr als 70.000 Euro an zahlreiche Projekte verteilt werden. Diese überaus sinnvolle aber niedrigschwellige Tätigkeit des Engagements auf einem Flohmarkt wird durch die erreichte Ermöglichung zahlreicher Projekte in einen wesentlich größeren Zusammenhang gestellt. Darüber hinaus entsteht durch derartige erste Erfahrungen oftmals auch die Bereitschaft sich später in anderen, weiterreichenden Kontexten zu engagieren.

Berlin, 5. Februar 2013

*Dieser Text wurde verfasst von Christian Schreier
mit Ergänzungen von Dr. Kurt Anschütz.*